

## 1. Das theoretische Konzept des Reichtums

Reichtum wird in der vorliegenden Arbeit als ein relatives Phänomen sozialer Ungleichheit betrachtet, das immer einen Sinn von Überdurchschnittlichkeit beinhaltet: Reich zu sein bedeutet ganz allgemein, bessere Lebensbedingungen zu haben als die meisten anderen. Ob jemand reich ist, hängt dabei immer vom jeweiligen Kontext ab. Eine Analogie zum Konzept der absoluten Armut im Sinne des Existenzminimums kann es beim Reichtum nicht geben, wohl aber eine Entsprechung zur relativen Armut.<sup>11</sup> Die konkrete Betrachtung von Reichtum lässt sich entlang dreier Gegensatzpaare vollziehen (Klee 2005: 63f.):

1. *Subjektiver versus objektiver Reichtum*: Bei einem subjektiven Konzept wird als reich definiert, wer sich selbst so einschätzt bzw. wer nach der empirisch zu ermittelnden Vorstellung der Bevölkerung in diese Kategorie fällt. Bei dieser Vorgehensweise ist jedoch von sehr großen Einschätzungsdiskrepanzen auszugehen, was gegen diese Methode spricht. Objektivem Reichtum liegt eine intersubjektive Definition zugrunde: Reich ist, wer bestimmten konkreten, von Experten festgelegten Kriterien entspricht.
2. *Relativer versus absoluter Reichtum*: Auch wenn Reichtum immer nur relativ zu einer vorgefundenen Verteilungsstruktur definiert werden kann, so lässt sich dennoch in Bezug auf diese Verteilung eine absolute Grenze festlegen, oberhalb derer jemand als reich bezeichnet wird. So könnte beispielsweise definiert werden, dass in Deutschland eine Person als reich gilt, wenn sie über ein monatliches Einkommen von mehr als 5.000 € verfügt. Dieser Ansatz lässt sich dann allerdings nicht unabhängig von der konkreten gesellschaftlichen Verteilungsstruktur in Deutschland interpretieren. Aus Gründen der Vergleichbarkeit ist es deshalb immer sinnvoller, Reichtum anhand von einer relativen Grenze zu definieren. Damit wird dieser zudem direkt an die Veränderung der durchschnittlichen Lebensverhältnisse gebunden (Kohl 1992).

---

<sup>11</sup> Selbst in der Armutsforschung ist das Konzept der absoluten Armut nicht unumstritten (Ringens 1987: 147ff.).

3. *Direkter versus indirekter Reichtum*:<sup>12</sup> Direkter Reichtum bezieht sich auf die tatsächliche Lebenssituation der Reichen. Es handelt sich folglich um eine sichtbare Form von Reichtum, die das Ergebnis der Verwendung individueller Ressourcen ist. Reichtum wird hier an der Erzielung eines bestimmten tatsächlich realisierten Lebensstandardniveaus gemessen. Beim indirekten Ansatz hingegen geht es ausschließlich um die zur Verfügung stehenden Ressourcen: Reich ist in diesem Fall, wer über die entsprechenden Ressourcen verfügt, unabhängig davon, wie sie konkret verwendet werden. Indirekte Reichtumsindikatoren erfassen mithin ausschließlich die zur Verfügung stehenden Ressourcen. Damit ist die Definition für indirekten Reichtum deutlich weiter als die direkt ermittelte Form. Das Konzept des direkten Reichtums unterliegt der Einschränkung, dass es all jene Individuen ausschließt, deren überdurchschnittlich große Ressourcenausstattung sich nicht in einem ebenfalls überdurchschnittlich hohen Lebensstandard ausdrückt. Direkt gemessener Reichtum ist mithin ein deutlich selteneres Phänomen als der indirekt ermittelte.

Aus diesen Überlegungen ergibt sich der Rahmen für den im Folgenden näher zu betrachtenden Begriff des Reichtums: Reichtum, ob direkt oder indirekt gemessen, ist immer anhand objektiver, relativ zu den vorgefundenen Verteilungsstrukturen festgelegten Kriterien zu bestimmen.

Da es bislang keine theoretischen Grundlagen eines konzisen soziologischen Reichtumskonzepts gibt, werden im ersten Teil dieses Kapitels drei Ansätze vorgestellt, die sich durch ihre inhaltlich-konzeptionelle Nähe zum Thema Reichtum auszeichnen und die den oben festgelegten Kriterien für einen tragfähigen soziologischen Reichtumsansatz entsprechen. Dies sind der Ressourcen- und der Lebenslagenansatz sowie der Capability-Approach. Mit der Untersuchung dieser Konzepte hinsichtlich ihrer Übertragbarkeit auf den Begriff des Reichtums wird die Frage beantwortet, wie ein solches Reichtumskonzept aussehen kann. Die verwendeten Ansätze werden dann im zweiten Teil des Kapitels zueinander in Bezug gesetzt, um daraus schließlich die Definition von Reichtum zu entwickeln, die dieser Arbeit zugrunde liegt.

---

<sup>12</sup> Eine umfassende Darstellung verschiedener direkter und indirekter Konzepte der Armutsforschung findet sich bei Kohl 1996.

## 1.1 Theoretische Ansätze

Die Ansätze, Reichtum zu konzeptualisieren, die sich in der Literatur finden lassen, sind meist drei Theorien zuzuordnen: Dem Ressourcen- sowie dem Lebenslagenansatz oder dem Capability-Approach. Bei erstgenanntem wird Reichtum indirekt durch die Verfügung über als relevant angesehene Ressourcen gemessen. Dabei wird mit dem Einkommen meist nur eine einzige Ressource untersucht. Ergänzend wird in neueren Studien auch gelegentlich das Vermögen mit einbezogen. Der Lebenslagenansatz erfasst Reichtum über die konkrete individuelle Versorgungslage in verschiedenen Dimensionen. Aus dieser Sicht kann Reichtum über den individuellen Handlungsspielraum beschrieben werden. Auch beim Capability-Ansatz von Sen, einem jungen Konzept aus der Ökonomie, bilden die überdurchschnittlich großen Möglichkeiten einer freien Lebensgestaltung die Grundlage zur Beschreibung des Reichtums. Damit weist der Ansatz, wie noch zu zeigen sein wird, Ähnlichkeiten zum Lebenslagenansatz auf. Mit der Vorstellung dieser drei Ansätze wird ein breiter Überblick über mögliche theoretische Grundlagen eines Reichtumskonzepts erarbeitet. Dabei liegt der Schwerpunkt neben der Einführung der Theorien vor allem auf der kritischen Darstellung ihrer Eignung als Grundlage für den Reichtumsbegriff sowie auf der Analyse ihres Potenzials für die empirische Umsetzung im Rahmen dieser Arbeit.

### 1.1.1 Der Ressourcenansatz

Der Ressourcenansatz definiert Reichtum bezogen auf den relativen Abstand einer Einkommens- und Vermögensposition zum durchschnittlichen Wohlstandsniveau einer Gesellschaft: Das obere Ende der Verteilung, an dem sich Reichtum befindet, lässt sich unter Berücksichtigung des Relativitätskriteriums auf zwei Wegen bestimmen: Zum einen durch Einkommens- bzw. Vermögensanteile der oberen Randbereiche der Verteilung, wie z.B. das oberste Dezil, und zum anderen durch die Eingrenzung auf ein Vielfaches des durchschnittlichen Einkommens bzw. Vermögens. Geordnet nach der Größe des jeweiligen Bevölkerungsanteils ergibt dies in etwa folgende Rangfolge (Merz 2001: 48):

1. Die obersten 1% der Verteilung
2. Mehr als das 3-Fache des Durchschnitts
3. Die obersten 5%
4. Mehr als das 2-Fache des Durchschnitts
5. Mehr als das 1,5-Fache des Durchschnitts
6. Die obersten 10%

Je nach Grenzziehung wird Reichtum in einer Gesellschaft zu einem mehr oder weniger exklusiven Phänomen. Dabei darf aber nicht vergessen werden, dass das Kriterium der Überdurchschnittlichkeit schon ab dem 1,1-Fachen des Durchschnitts erfüllt ist. Gleichzeitig müssen bei der Festlegung der Schwellenwerte auch qualitative Aspekte des Reichseins berücksichtigt werden: Es geht ab einer bestimmten Einkommens- bzw. Vermögenshöhe um eine Position im Verteilungsgefüge, die in einem solchen Ausmaß überdurchschnittlich ist, „dass sich daraus eine besondere Qualität der Bedürfnisbefriedigung und darüber hinausgehenden Verwendung ergibt“ (Huster 1997a: 51). Mit steigendem Einkommen bzw. Vermögen wird ein gehobenerer Konsum möglich, und es entstehen größere persönliche Freiräume in der Lebensgestaltung. Der Ressourcenansatz als ein indirektes Konzept operationalisiert diese qualitativen Kriterien über Einkommens- und Vermögensgrenzen.

Diese Überlegung führt zu einer Binnendifferenzierung innerhalb der Gruppe derer, die über eine überdurchschnittliche ökonomische Ressourcenausstattung verfügen. Dadurch lässt sich zum einen die Tatsache berücksichtigen, dass der Übergang zum Reichtum fließend ist und deshalb keine klare Dichotomie zwischen Reichen auf der einen und Nicht-Reichen auf der anderen Seite möglich ist. Zum anderen lassen sich so unterschiedliche Grade des Reichseins abbilden. Diese Untergruppen des Reichtums unterscheiden sich quantitativ hinsichtlich ihrer Ressourcenausstattung, aber eben auch qualitativ in ihren Möglichkeiten der Bedürfnisbefriedigung und der gesellschaftlichen Einflussnahme. Im Folgenden werden exemplarisch zwei ganz unterschiedliche solche Ansätze hierzu dargestellt.

1. *Das Reichtumskonzept von Huster:* Bei diesem ersten genuin auf Reichtum bezogenen Konzept in Deutschland sind die Schwellenwerte an der Armutsgrenze orientiert: „Wenn ein Leben unterhalb dessen [der Hälfte, d.V.], was – im gewichteten Durchschnitt – einem Haushalt zur Verfügung steht, die Grenze zur Armut markiert, so bedeutet das Überschreiten des doppelten durchschnittlichen gewichteten Haushaltseinkommens ebenfalls einen besonderen Einschnitt, der [...] als Reichtumsgrenze gefasst werden soll“ (Huster 1997b: 13f.).<sup>13</sup> Innerhalb der Gruppe der Reichen zieht Huster eine Grenze, oberhalb derer die Vermehrung von Reichtum dessen Konsumption übertrifft. Eine Begrenzung dieser Gruppe nach unten findet sich bei Huster nicht. An einer Stelle spricht er von einem Schwellenwert, der, bezogen auf einen Zeitraum Mitte der 90er Jahre, bei einem Jahreseinkommen von über 500.000

---

<sup>13</sup> Es gibt grundsätzlich zwei Möglichkeiten, diesen Durchschnitt zu bestimmen. Während Huster sich hier noch am früher gängigen arithmetischen Mittel orientiert, hat sich inzwischen die Verwendung des Medians durchgesetzt (vgl. auch Fußnote 49).

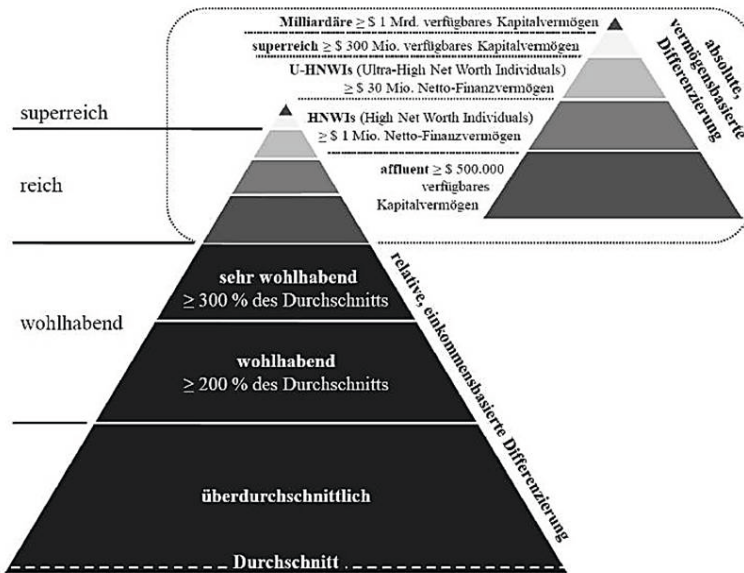
DM liegt (Huster 1997b: 14). Huster verwendet für diese Bevölkerungsgruppe den Begriff der Superreichen, weist aber darauf hin, dass es zunächst zweitrangig sei, ob dieser Begriff auch angemessen ist (Huster 1997a: 57).

2. *Das Reichtumskonzept der Studie „Vermögen in Deutschland“:* Zielgruppe der Studie über die Vermögenden in Deutschland (Druyen/Lauterbach/Grundmann 2009; Lauterbach/Druyen/Grundmann 2011) sind Haushalte mit einem frei verfügbaren Finanzvermögen von mindestens 250.000 € (Kortmann 2011). Es geht hier mithin um eine deutlich exklusivere Gruppe als in der vorliegenden Arbeit. Der Fokus der qualitativen Studie liegt neben einer Analyse der sozialstrukturellen Merkmale dieser Haushalte insbesondere auf den sozialen Netzwerken, dem gesellschaftlichem Engagement sowie den Einstellungen und Lebensstilen der sehr Reichen. Zur Abgrenzung der Untersuchungsgruppe wird neben dem Einkommen auch das Vermögen berücksichtigt (Lauterbach/Kramer/Ströing 2011 sowie Lauterbach/Ströing 2009). Insgesamt werden drei Segmente des Reichtums unterschieden: Wohlhabenheit, die ausschließlich über Einkommen definiert wird sowie Reichtum und Superreichtum, die jeweils über unterschiedlich hohe absolute Vermögenswerte gemessen werden. Diese drei Gruppen werden dann weiter unterteilt: Haushalte mit einem verfügbaren Einkommen von mehr als 200% des Median werden als wohlhabend, solche mit einem Einkommen von über 300% als sehr wohlhabend bezeichnet. Die Unterteilung des „Reichtums“ orientiert sich an dem Konzept und den Begrifflichkeiten des World Wealth Reports, der jährlich von dem Finanzdienstleister Capgemini und der Royal Bank of Canada veröffentlicht wird (Capgemini/RBC Wealth Management 2012).<sup>14</sup> Die Spitze des Reichtums wird in die Gruppen der „Superreichen“ und der „Milliardäre“ gegliedert – jeweils bezogen auf das frei verfügbare Kapitalvermögen (Lauterbach/Kramer/Ströing 2011: 38). Ihr Konzept stellen die Autoren zusammenfassend Reichtumspyramide dar:

---

<sup>14</sup> Böwing-Schmalenbrock (2012: 34) vermerkt zu Recht, dass bei dem im World Wealth Report verwendeten Konzept, das inzwischen auch in der Wissenschaft durchaus gebräuchlich ist, der Begriff „Individuals“ als problematisch einzustufen ist: Er bezieht sich nicht ausschließlich auf individuelles Vermögen sondern umfasst auch Vermögenswerte, die dem Haushalt als Ganzem zugeordnet werden.

Abb. 1: Die Reichtumspyramide der Studie „Vermögen in Deutschland“



Quelle: Lauterbach/Kramer/Ströing 2011: 36

Die Schwelle für Reichtum bei 200% des mittleren Einkommens anzusetzen ist inzwischen weit verbreitet. So orientiert sich auch der Armuts- und Reichtumsbericht an dieser Grenze. Allerdings wird im aktuellen Bericht ebenfalls die 300%-Grenze als Reichtumsschwelle verwendet (BMAS 2013). In der Studie „Vermögen in Deutschland“ hingegen werden Personen mit einem verfügbaren Haushaltseinkommen von mehr als 200%, lediglich als wohlhabend bezeichnet. Hier zeigt sich beispielhaft, dass die Vorstellungen, wie exklusiv Reichtum zu sein hat, weit auseinandergehen. So wird gegen die 200%-Grenze oft eingewendet, dass dieser Schwellenwert Reichtum zu weit fasst, von einfachen Doppelverdienerhaushalten bis hin zu seit Generationen von ihrem Vermögen lebenden Superreichen. Dies spricht für die Abgrenzung einer weiteren Gruppe innerhalb der Reichen. In Anlehnung an die Reichtumsgrenze wird die Schwelle zu sehr großem Reichtum meist bei dem 3-Fachen des mittleren Einkommens angesetzt (Hauser/Becker 2001: 45). Bei so definiertem großem Reichtum ist anzunehmen, dass er einerseits durchaus exklusiv ist, andererseits statistisch – wenn auch mit Einschränkungen – noch erfasst werden kann. Ausgehend von der oben

angeführten Überlegung, dass der Übergang zum Reichtum fließend ist, wird außerdem direkt unterhalb der Reichtumsgrenze eine Gruppe der ‚Beinahe-Reichen‘, die Wohlhabenden, abgegrenzt. Nach unten hin werden die Wohlhabenden bei dem 1,5-Fachen des mittleren Einkommens von jenen getrennt, deren Einkommen nur knapp oberhalb der Mitte liegen (Krause/Wagner 1997: 67). Es haben sich damit im Wesentlichen folgende Grenzwerte zur Binnendifferenzierung des Reichtums in der Forschung etabliert (vgl. exemplarisch Arndt et al. 2010 sowie Hauser et al. 2007):

**Tab. 2: Binnendifferenzierung der Reichen nach dem Ressourcenansatz**

Bevölkerungsgruppe	Grenzwerte (in Prozent des mittleren Einkommens) <sup>15</sup>
Sehr Reiche	Über 300%
Reiche	200% bis unter 300%
Wohlhabende	150% bis unter 200%
Mindestens Wohlhabende	Über 150%

Quelle: Eigene Darstellung

Entscheidend für Reichtum ist, dass die gehobene finanzielle Position dauerhaft gesichert ist.<sup>16</sup> Bei diesem Kriterium der Dauerhaftigkeit ist natürlich auch das Vermögen von großer Bedeutung. Einen vielversprechenden Ansatz hierzu findet sich in einer auf der Studie „Vermögen in Deutschland“ basierenden Untersuchung über Wege zum Reichtum (Böwing-Schmalenbrock 2012). Ausgehend von der in Abb. 1 dargestellten Reichtumspyramide unterscheidet die Autorin anhand der relativen Bedeutung von Einkommen und Vermögen drei Grade des Reichtums: Speist sich der gehobene Lebensstandard eines Haushalts nur aus Erwerbseinkommen so wird dieser als wohlhabend bezeichnet – hierunter fallen

<sup>15</sup> Bislang liegen für Deutschland kaum umfassende Vermögensdaten vor. Auch in dem in der vorliegenden Studie verwendeten SOEP werden diese nicht regelmäßig erhoben. Die Grenzwerte für Reichtum sind deshalb lediglich auf das Einkommen bezogen. Sie lassen sich aber selbstverständlich auch auf Vermögensangaben übertragen. Allerdings sind dazu unter Umständen gesonderte Schwellenwerte festzulegen.

<sup>16</sup> Hier zeigt sich ein deutlicher Gegensatz zu einem aus sozialpolitischer Perspektive formulierten Armutskonzept: Aus dieser Sicht darf die Dauer von Armut keine Rolle spielen. Beim ungleichheitssoziologischen Armutsverständnis hingegen ist dieses Kriterium sehr relevant (Groh-Samberg 2009). Dieses Beispiel verdeutlicht, welche Bedeutung der theoretischen Einbettung eines Armuts- oder Reichtumskonzepts zukommt.

mithin alle Haushalte oberhalb der 200%-Grenze. Sie bilden das unterste Segment des Reichtums. Bei Haushalten, die als reich bezeichnet werden hingegen ist das Vermögen eine nennenswerte eigenständige Einkommensquelle. Die Gruppe der Reichen wird in zwei Stufen unterteilt: Das Definitionskriterium hierfür ist das Ausmaß der Unabhängigkeit von Einkommen, die sich nicht aus eigenem Vermögen generieren. Bei „fragilem Reichtum“ wird das Vermögen weitgehend für die Erhaltung des gehobenen Lebensstandards verbraucht; dieser ist also ohne ein hohes Erwerbseinkommen nur kurzfristig gesichert. „Stabil reiche“ Haushalte hingegen, können einen solchen Lebensstandard dauerhaft aus dem eigenen Vermögen reproduzieren. Sie sind komplett von Erwerbseinkommen unabhängig.<sup>17</sup>

Wie die Autorin zeigt, beinhaltet „stabiler Reichtum“ einen zentralen qualitativen Aspekt, der aus der fast absoluten Sicherheit des gehobenen Lebensstandards resultiert. Über den Mindesteinkommenswert, der durch das Vermögen reproduziert werden muss, um diesen Sicherheitsaspekt zu gewährleisten, besteht derzeit noch große Uneinigkeit. Es wäre sinnvoll, eine solche Grenze ebenfalls bei einem Vielfachen des Medians festzulegen. Ein erster Schritt in diese Richtung wurde im Rahmen des dritten Armuts- und Reichtumsberichts entwickelt:

Bei der sogenannten integrierten Analyse der Einkommens- und Vermögensverteilung werden beide Ressourcen gleichermaßen berücksichtigt (Hauser et al. 2007). Dazu werden verschiedene Konzepte herangezogen, die sich zum einen dahingehend unterscheiden, ob der Nettovermögenswert oder der Wert des Vermögenseinkommens verwendet wird. Zum anderen variieren sie bei der Einbeziehung von Alterssicherungsvermögen, d.h. der Anwartschaften an gesetzliche, tarifliche und private Alterssicherungssysteme sowie der Berücksichtigung innerfamiliärer Transfers. Dabei zeigt sich, dass die Mitberücksichtigung der Ansprüche an die gesetzliche Rentenversicherung das Ausmaß der gemessenen Ungleichheit erheblich reduziert, da diese weitaus gleichmäßiger verteilt sind als die übrigen Vermögensarten (Frick/Grabka 2010 oder Westerheide 2007). Für gleichzeitigen Einkommens- und Vermögensreichtum, von Hauser et al. „finanzieller Reichtum“ genannt, sind dabei unterschiedliche Abgrenzungen möglich: Die denkbaren Kombinationen reichen von Einkommen und Vermögen jeweils oberhalb der 200%-Grenze bis zu Werten von mehr als dem 3-Fachen.

---

<sup>17</sup> Bezogen auf das Jahr 2009 gibt die Autorin folgende Grenzwerte an (Böwing-Schmalenbrock 2012: 45ff.): Die Grenze zur Wohlhabenheit liegt bei einem jährlichen Haushaltsnettoeinkommen von 54.320 €, d.h. bei 200% des Medianeinkommens. Für „fragilen Reichtum“ wird ein Nettogesamtvermögen von 1,2 Mio. € benötigt. Dieser Wert ergibt sich daraus, dass ein solches Vermögen, bei einer angenommenen Verzinsung von 4,5% ausreicht, um ein Vermögenseinkommen von eben mindestens 54.320 € zu erzielen zu erzielen. Das für „stabilen Reichtum“ benötigte Vermögen liegt bei rund 2,4 Mio. €, d.h. bei einem Vermögen, mit dem sich das Doppelte der für „fragilen Reichtum“ nötigen Vermögenseinnahmen erzielen lassen.



Ausgehend von all diesen Überlegungen kann an dieser Stelle ein erstes Fazit formuliert werden: Reichtum lässt sich ausgehend vom Ressourcenansatz über die Einkommens- bzw. Vermögenshöhe bestimmen. Allerdings ist eine umfassende Mitberücksichtigung des Vermögens oft wegen unzureichender Daten nicht möglich. Das Relativitätskriterium lässt sich sehr gut umsetzen, indem man die Grenzwerte relativ zum Median der Verteilung bestimmt. Der Ressourcenansatz ist ein indirektes Konzept, was insbesondere hinsichtlich der Einbeziehung qualitativer Reichtumsaspekte zu beachten ist. Um Fragen nach diesen qualitativen Aspekten des Reichseins beantworten zu können, müssen Daten über die Quellen der Einkommen vorliegen. So ist gleichzeitig ab einem bestimmten Grad des Reichtums die Höhe des Einkommens und Vermögens sicher weniger ausschlaggebend als das Verhältnis von ererbtem und erarbeitetem Geld.<sup>18</sup> Die Annahme, dass sich qualitative Aspekte wie Sicherheit oder Unabhängigkeit vom Arbeitsmarktzugang über die Einkommens- bzw. Vermögenshöhe quantifizieren lassen, setzt eine marktförmig strukturierte Gesellschaft voraus, in der diese Güter zumindest größtenteils erkaufte werden können. Ist dies nicht der Fall, so greift der Ressourcenansatz zu kurz. Inwieweit diese Annahme für die deutsche Gesellschaft plausibel ist, wird nach der Vorstellung des Ressourcen- und des Capability-Ansatzes im zweiten Teil des Kapitels zu erörtern sein.

### *1.1.2 Der Lebenslagenansatz*

Beim Lebenslagenansatz werden die Möglichkeiten, die einer Person zur Gestaltung ihres Lebens zur Verfügung stehen, über die individuelle Versorgungslage gemessen. Dabei sind es immer mehrere Dimensionen, die für ein soziokulturell angemessenes Leben als entscheidend angesehen werden. Das Konzept ist im Gegensatz zum Ressourcenansatz damit grundlegend auf die Personenebene bezogen. Im Folgenden werden zunächst die theoretischen Grundlagen dieses Ansatzes dargestellt. Bis heute gibt es allerdings eine so große begriffliche und konzeptionelle Vielfalt des Lebenslagenansatzes, dass der Fokus dabei vor allem darauf liegt, Kernelemente dieses Konzepts herauszuarbeiten. Im Anschluss daran wird mit dem Konzept der sozialen Lagen von Hradil eine konkrete Möglichkeit der empirischen Umsetzung des Lebenslagenansatzes vorgestellt und auf sein Potenzial zur Erfassung von Reichtum in Deutschland hin diskutiert.

---

<sup>18</sup> Eine ausführliche Untersuchung der wichtigsten Reichtumsquellen (abhängige Beschäftigung, Unternehmertum, freie Selbstständigkeit, ererbtes Privat- und Produktivvermögen) und ihrer quantitativen und qualitativen Bedeutung findet sich bei Böwing-Schmalenbrock 2012.

Der Lebenslagenansatz geht auf Neurath (1931; 1998 und 1998a) zurück, der eine erste theoretische und methodische Bestimmung des Begriffs der Lebenslage vornimmt.<sup>19</sup> Er erarbeitete die Grundlagen für die Konzeptualisierung des Lebenslagenansatzes, indem er den strukturellen Lebensbedingungen eine zentrale Bedeutung für die Realisierung einer konkreten Lebenslage zuspricht. Weisser (1954a und 1978) arbeitete den Lebenslagenansatz dann theoretisch fundiert im Rahmen der Sozialpolitik als Wissenschaft aus. Er definiert Lebenslagen als „den Spielraum, den die äußeren Umstände dem Menschen für die Erfüllung der Grundanliegen bieten, die er bei unbehinderter und gründlicher Selbstbestimmung als bestimmend für den Sinn seines Lebens ansieht“ (Weisser 1954: 6). Unter „Grundanliegen“ versteht Weisser die unmittelbaren Interessen einer Person. Durch Nahnsen (1975), eine Schülerin Weissers, erfährt das Konzept der Lebenslage eine weitere entscheidende Ausarbeitung. Ihr Fokus liegt auf den strukturellen Bedingungen, welche die Realisierung individueller Interessen ermöglichen oder erschweren können.<sup>20</sup> Auch wenn der Lebenslagenbegriff trotz seiner langen Forschungstradition bisher noch nicht umfassend theoretisch ausgearbeitet ist, so sind doch allen Ansätzen vier Kernaspekte gemein (Voges 2002):

1. Lebenslagenansätze sind bezogen auf die unterschiedlichen strukturellen Ebenen der Gesellschaft als Mehrebenenmodelle angelegt.
2. Im Gegensatz zu rein monetären Ansätzen sind sie multidimensional konzipiert.
3. Lebenslagen liegen quer zu den Auseinandersetzungen um objektive oder subjektive, materielle oder immaterielle Dimensionen von Über- oder Unterversorgung. Sie sind zum einen das Ergebnis eines gesellschaftlich-historischen Entwicklungsprozesses, zum anderen beschreiben sie den

---

<sup>19</sup> Verwendet wurde der Begriff allerdings schon vor Neurath von Engels (1932 [1845]) in dessen Werk „Die Lage der arbeitenden Klasse in England“ sowie von Weber (1984 [1892]) in seiner Arbeit über „Die Lage der Landarbeiter im ostelbischen Deutschland“. Auch wenn hier die inhaltliche Breite des Begriffs bereits angelegt ist, fehlt doch jeweils die theoretische Bestimmung.

<sup>20</sup> Eine entscheidende Weiterentwicklung des Ansatzes durch Nahnsen liegt in der Unterscheidung von fünf Einzelspielräumen einer Lebenslage (Nahnsen 1975: 150f.). Da dieser Ansatz in der Arbeit nicht weiter verfolgt wird, seien diese hier nur kurz genannt: 1. Versorgungs- und Einkommensspielraum: Der Umfang der potenziellen Versorgung mit materiellen Gütern und Dienstleistungen; 2. Kontakt- und Kooperationsspielraum: Die Möglichkeiten, die sich aus sozialen Kontakten und der Interaktion mit anderen ergeben; 3. Lern- und Erfahrungsspielraum: Die Sozialisation, die Internalisierung sozialer Normen, die eigene (Aus-)Bildung, der Zugang zum Arbeitsmarkt sowie der Grad der beruflichen und räumlichen Mobilität; 4. Muße- und Regenerationsspielraum: Die individuellen Kompensationsmöglichkeiten für die durch die Umwelt hervorgerufenen psychischen und physischen Belastungen; 5. Dispositions- und Partizipationsspielraum: Die Möglichkeiten zur Mitentscheidung in verschiedenen Lebensbereichen.

Reichtum in Deutschland

Empirische Analysen

Spannagel, D.

2013, XVIII, 311 S. 25 Abb., Softcover

ISBN: 978-3-658-01740-8